

Die fruchtbare Beleidigung – Zur Entstehung von Ludwig Thomas Komödie „Moral“

Bernhard Gajek

I. Voraussetzungen

1. *Geschichte – von Hohenschwangau aus gesehen*

Wer über etwas spricht, überlegt sich, wie er anfängt. Wer vor Pädagogen und Didaktikern spricht, hat zweifachen Anlaß dazu – einen pädagogisch-didaktischen (um sich einem so geschulten Publikum gegenüber angemessen zu verhalten) und einen sachlichen (um leicht und anschaulich ins eigentliche Thema zu kommen).

Beginnen wir mit einem Blick auf die beiden Königsschlösser. Der Grundstein für Neuschwanstein wurde am 5. September 1869 gelegt. Damals war Ludwig Thoma zweieinhalb Jahre alt. Den Bauherrn des neuen Schlosses, der übrigens nicht von „Neuschwanstein“, sondern immer nur vom „neuen Schloß Hohenschwangau“ sprach, kann er damals durchaus schon gesehen haben. Ludwig II. war oft genug in der Vorderriß, wo Vater Thoma die königlichen Jagden und Forsten pflegte und in Ordnung hielt. Die bewußte Wahrnehmung mag später begonnen haben; sie gehört jedenfalls zu Ludwig Thomas wichtigsten Kindheitserinnerungen.

Doch bleiben wir noch bei der Geschichte. Sie wissen, daß die Burg Hohenschwangau von Ludwigs Großvater Ludwig I. schon – in den Jahren 1833 bis 1837 – um- und neugebaut worden ist. Aus der teils zerfallenen, teils unwirtschaftlichen mittelalterlichen Burg – einer von sechsen, die zur Herrschaft Schwangau gehört hatten – wurde ein festlicher Sommersitz und ein Denkmal der fürstlichen Kunstliebe zugleich. Domenico Quaglios und Moritz von Schwinds Entwürfe hatten dem König gefallen und wurden ausgeführt. Wer das Schloß heute besucht, kann nachempfinden, was Luise von Kobell, die Gattin des späteren Kabinettssekretärs von Eisenhart, für damals feststellte: „Einen häufig wiederholten Anschauungsunterricht gaben ihm die Abbildungen mittelalterlicher Sagen an den Wänden des Schlosses Hohenschwangau, und einen unwiderstehlichen Einfluß übte auf ihn der Anblick des Schwanes, dem man dort in allen möglichen Darstellungen auf Schritt und Tritt begegnet. Der alljährliche Aufenthalt in dieser Ritterburg regte Ludwigs lebhafteste Phantasie um so mehr an, als seines Vaters Hang zur Romantik erblich auf Ludwig übergegangen war, gleich seines Großvaters Kunstliebe und Baulust.“¹

Die Qualität und Einprägsamkeit dieser Bilder machen des Jünglings Schwärmerei verständlich: Nichts Schöneres gebe es als die Sagen- und Ritterwelt, wo Mut und Kunst in Fürsten und Sängern zusammengekommen seien. Und ebenso einsichtig ist, daß eine auf höchsten Effekt und tiefste Neudeutung angelegte szenische Vorführung der deutschen Mythologie einen so eingestimmten Sechzehnjährigen bezaubern konnte. Am 2. Februar 1861 wohnte Ludwig zum ersten Male einer Oper bei – Richard Wagners Romantischer Oper „Lohengrin“. Der Schwanenritter, der ihm durch die Hohenschwangauer Bilder lange vor Augen gestanden war, schien Wirklichkeit geworden zu sein.²

Die Verzauberung durch Musik und Wort Richard Wagners sollte anhalten. Damals wollte man sie durch einen erzieherischen Trick vertreiben: „Die Hofdame der Königinmutter, Gräfin Fugger, die ihm gleichfalls Werke von Wagner schenkte, und andere Persönlichkeiten des Hofes glaubten durch die etwas schwierige Lektüre dieser Werke die Begeisterung des Kronprinzen für Wagner abzukühlen; allein sie täuschten sich. Der Gedanke an die Heldengestalten der Wagnerischen Werke spannt fort in seiner regen Phantasie; er ließ sich nach seinen eigenen Angaben von seinem Zeichenlehrer, Leopold Rottmann, Kostüme, Szenerien und Gestalten aus jener Sphäre malen und hielt auf seinen Spaziergängen Umschau nach Gestalten vom Typus des Schwanenritters.“³ So Gottfried von Böhm, der erste Biograph Ludwigs II. Dessen Briefe aus Hohenschwangau bilden ein um so deutlicheres Echo auf die Sagenwelt, je öfter er dort weilen und Wagners Textdichtungen lesen kann. Am 24. Juni 1863 schreibt er aus Hohenschwangau an Sibylle von Leonrod (die geliebte Erzieherin seiner Kinderjahre): „Du meinstest aus meinem letzten Briefe zu ersehen, daß ich das ‚Nibelungenlied‘ läse; dieses kenne ich bereits von früher her und schwärme sehr dafür . . . – Ich lese immer noch viel in Shakespeare; welche herrlichen Werke! – Neulich erhielt ich die jüngst erschienene Trilogie von R. Wagner: ‚Der Ring des Nibelungen‘; voraus geht ein Vorspiel, das ‚Rheingold‘, welches in den Fluten des Rheines spielt; die übrigen Teile heißen I. ‚Die Walküre‘, Siegfried, II. ‚Die Götterdämmerung‘. – Käme Wagner doch noch dazu, diese Werke in Musik zu setzen, was er beabsichtigt. – Auch ‚Tristan und Isolde‘ von R. Wagner besitze ich jetzt.“⁴

Sechs Wochen hernach – am 25. August 1863 – wird Ludwig für mündig erklärt; man feiert den Tag in Hohenschwangau. Die Füsse-ner Liedertafel singt vor dem Schloß, das bengalisch beleuchtet wird.⁵ Die Geschenke meldet Ludwig dem Großvater: „Ein Bild aus der Allerheiligenkirche, Bilder nach den Nibelungen von Schnorr, eine Nadel mit einem Schwan, ein Buch über Faust und über die Werke von Shakespeare und andere.“⁶ – Bilder, Bücher, ein Schmuck – Zeichen dessen, was der jugendliche Erwachsene sich wünschte und

was man von ihm erwartete: Kunstsinn und Bildung. Ein Kronprinz hätte sich kaum hoffnungsvoller darstellen können.

Daß Ludwig so bald zur Regierung kommen sollte, hatte niemand geahnt. Maximilian II. starb nach kurzer Krankheit am 10. März 1864 in München. Noch an diesem Nachmittag reiten „historisch kostümierte Herolde . . . bei heftigem Schneegestöber durch die Stadt und proklamieren König Ludwig II“.⁷

Tags darauf wurde der achtzehnjährige Regent auf die bayerische Verfassung vereidigt. Als der Vater am 14. März in der Familiengruft in der Theatinerkirche beigesetzt wird, trägt der junge König die Oberstenuniform seines Infanterieregiments. Aber ein Militär wird er nicht werden, obwohl er die 1866 zutagegetretene Schwäche des Heeres weiter ausmerzen will, – vor allem, um Bayerns Selbständigkeit sicherer zu verteidigen. Sie hält er für erneut gefährdet, als Bismarck Frankreich den Krieg erklären läßt und sich auf Artikel I des 1866 mit Bayern geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses beruft. Dann aber läßt er sich vom „casus foederis“ überzeugen und unterzeichnet – am 17. Juli 1870 – den Mobilmachungsbefehl: „bis dat qui cito dat“, lautete der im Bett zu Berg verkündete Entschluß.⁸

Aus weniger wichtigen Anlässen war Ludwig oft ausgewichen – nach Berg, nach Hohenschwangau oder in die Riß. Der damalige bayerische Ministerpräsident (und spätere Reichskanzler) Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst hält unter dem 3. Juli 1869 im Tagebuch fest: „Gestern abend wollte er (der König) noch nach der Riß fahren, wahrscheinlich, um der Ankunft des Kaisers von Osterreich zu entgegen.“⁹

Eben diesen Satz – wenn auch drastischer umgeformt und ins Perfekt übersetzt („in die Riß entflohen“) zitiert Ludwig Thoma, als er – ab 1917 – seine „Erinnerungen“ an das elterliche Försterhaus beschreibt.¹⁰ „Hohenlohe vermerkt in seinen Denkwürdigkeiten häufig derartige Verstöße gegen die Etikette und schüttelt den Kopf darüber, wenn der König dem Prinzen Napoleon, dem Kronprinzen von Preußen und anderen ausweicht mit der schlichten Erklärung, er müsse Gebirgsluft atmen.“ In der Riß jedenfalls habe man von etwaigen „diplomatischen Schwierigkeiten“ nichts gewußt. Die „Erinnerungen“ hießen übrigens zuerst „Aus meinem Leben“ und „Jugendzeit in der Vorderriß“.¹¹ Die Druckfassung wird häufig zitiert, und wir brauchen nur auf diese mit einem warmen Unterton gehaltenen Passagen über die meist kurzfristig angesagten Besuche des Königs zu verweisen; sie krönen die Schilderung des „stillen Kinderglücks“ und spiegeln jene Verehrung wieder, die dem jugendlichen König im Land wie in den Städten und nicht nur in Bayern entgegengebracht wurde.¹² Dies mag, was Thoma betrifft, erstaunlich sein – angesichts der Schärfe, mit der er andere Monarchen, Kaiser Wilhelm II. etwa, zu be-, ja zu verurteilen pflegte. Thoma berichtet übrigens, daß jene schöne und gewiß verklärenswerte Zeit in der Vorderriß hätte ein frühes Ende

nehmen können. Schuld daran sei der königliche Oberstallmeister Graf Holnstein gewesen. Von ihm habe der Vater sich einmal ungerrecht behandelt gefühlt; er habe „um Versetzung eingeben“ wollen, „und erst nach einigem Zureden“ sei es der Mutter gelungen, „ihn zu beruhigen“.13 – Der Krieg von 1870 habe dann „die Kümmernisse . . . verscheucht oder sie doch zum Schweigen“ gebracht. „Mein Vater erlebte ihn mit freudiger Anteilnahme.“14

Jener Maximilian Graf Holnstein war es, der Hohenschwangau und damit Bayern an die Folgen des „mit freudiger Anteilnahme“ erlebten Feldzuges gegen Frankreich anknüpfte. Im November 1870 wurde Holnstein nach Versailles geschickt, um den Leiter der – dreiköpfigen – bayerischen Delegation, Otto Graf von Bray-Steinburg, über die seit Wochen (auch in Bayern) immer dringlicher geführte Diskussion zu befragen. Ludwig hatte erkannt, daß der gemeinsam über Frankreich errungene Sieg zu einer größeren Gemeinsamkeit der deutschen Staaten führen werde; die bayerische Eigenständigkeit hielt er jedoch nach wie vor für ein wichtiges, wenn nicht entscheidendes Ziel. Außerdem wünschte er eine Geldentschädigung – „2 Millionen fr oder fl“ und eine erhebliche Gebietsvergrößerung – „die badische Pfalz . . . Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen pp., damit so die Verbindung des eigentlichen Hauptlandes Bayern mit der Rheinpfalz hergestellt werde“.15

Graf Bray hatte schon am 23. November 1870 den zäh ausgehandelten Vertrag unterzeichnet: Bayern sollte dem neuen Staatenbund beitreten, jedoch Post, Eisenbahn, Heimat- und Niederlassungsrecht, Militärhoheit im Frieden und eigene Gesandtschaften im Ausland behalten. Dies war ein Preis, der Bismarck für Ludwigs Zustimmung vertretbar erschien. Doch noch war dieser nicht gewonnen. Holnsteins Reise nach Versailles erwies sich bald als die entscheidende Mission. Er war in der Tat Ludwigs „besonderer Vertrauensmann“. Als solchen erkannte und anerkannte ihn Bismarck. Doch auch Bray war ihm wohlgesonnen. Auf Holnsteins Vorschlag hin („Wissen S' was, Exzellenz, schreiben S' gleich selbst einen Brief auf, so wie er sein soll, sonst gibt es hintennach doch wieder Anstand“) entwarf Bismarck – „sofort an einem abgedeckten Eßtisch auf durchschlagendem Papier und mit widerstrebender Tinte“ – jenen „Kaiserbrief“, mit dem Ludwig II. im Namen der deutschen Fürsten dem preußischen König (seinem Onkel mütterlicherseits) die Kaiserkrone antragen sollte.16

Holnstein brachte die schwierige Sendung zu dem gewünschten Ende. Am 30. November traf er in Hohenschwangau ein, wurde jedoch nicht zum König gelassen. Was Bismarck über diesen bedeutenden Tag schreibt, klingt gedämpfter als die Wiedergabe von Holnsteins eigenem Bericht, wie sie in den Aufzeichnungen des preußischen Hofmarschalls, Graf August zu Eulenburg, überliefert ist; ihm hatte Holnstein im April 1876 den Verlauf geschildert:

„Der König habe sich, sobald er von Holnsteins Ankunft gehört, sofort zu Bette gelegt und Zahnschmerzen bekommen. Nach vergeblichem Warten von morgens 10 Uhr (?) bis nachmittags 3/4 4 Uhr habe er Sr. Majestät melden lassen, daß er Punkt 6 Uhr die Rückreise nach Versailles antreten und bis dahin eine Allerhöchste Antwort haben müsse. Darauf sei er endlich vorgelassen worden und habe nun mit dem im Bette liegenden und ganz in Decken gewickelten König bis 1/2 6 Uhr einen harten Kampf gehabt, um so peinlicher, als Se. Majestät ihm nicht mit sachlichen Gründen widersprochen habe, da er Holnstein im Glauben lassen wollte, daß seine Intentionen sich in den letzten Wochen nicht geändert hätten, sondern ihn mit allerlei nichtigen Vorwänden hinzuhalten gesucht hätte. Graf Holnstein sei endlich dazu gekommen, dem Könige den mit Graf Bismarck vereinbarten und von Graf Bray im Eisenbahnkupee redigierten Entwurf zu dem Briefe vorzulesen, und habe nun die letzte Viertelstunde mit der Uhr in der Hand dem Könige wiederholt, daß er, Holnstein, um sein Wort einzulösen und zur verabredeten Zeit wieder in Versailles zu sein, Schlag 6 Uhr von Hohenschwangau abreisen müsse; habe Se. Majestät den Brief bis dahin nicht geschrieben, so wäre diese Phase unwiederbringlich vorbei, und man werde sich in Versailles anders zu helfen wissen. Der König sei gewiß vollkommen frei, zu tun und zu lassen, was er wolle, aber Holnstein, als des Königs treuergebener Diener, müsse Sr. Majestät zu bedenken geben, daß das Infragestellen des vom deutschen Volke verlangten Kaisertums durch Übelwollen des Königs von Bayern, dessen Truppen vor Paris ständen und dort vielleicht den Kaiser ohne Befehl ausrufen würden, den widerstrebenden König dem eigenen Volke gegenüber in eine Lage bringen müßte, welcher Se. Majestät sich am besten durch einen Aufenthalt in der Schweiz entziehen würde. - Der König sei nun aufgestanden und an den Schreibtisch gegangen, habe dann aber wieder erklärt, wegen Mangels an passendem Papier nicht schreiben zu können; Holnstein habe um die Erlaubnis gebeten, schellen zu dürfen, bevor er dies aber ausgeführt, sei das Papier auf einmal dagewesen, und der König habe nun geschrieben, ohne ein Wort zu sagen.“¹⁷

Am 3. Dezember 1870 war Holnstein wieder in Versailles. Am Tag darauf überreichte Prinz Luitpold, der spätere Prinzregent, dem preußischen König Ludwigs Brief, den Kabinettssekretär Eisenhart in München versiegelt hatte. So wurde die Reichsgründung möglich. Ludwig freilich war nicht glücklich darüber, nun als „der Deutsche“ apostrophiert zu werden; er erwartete vielmehr, der neue Kaiser werde „die Schuld der Dankbarkeit“, die er ihm und Bayern zolle, „gebührend abtragen“.¹⁸

Ob die Zahlung von jährlich 300 000 Mark, die Ludwig aus Bismarcks Sonderfonds fortan erhielt (und wovon Holnstein eine zehnprozentige Provision bekam), mit Ludwigs Verdienst um die Reichsgründung etwas zu tun hatte, ist umstritten. Sicher jedoch ist, daß die tiefe Verstimmung, die die Niederlage von 1866 ausgelöst hatte, sich jetzt in eine ebenso verbreitete und alle Schichten erfassende Begeisterung für das bayerisch-preußische Zusammengehen und für ein (klein-)deutsches Reich verwandelte. Bismarck wurde der nationale

Heros. Ludwig selbst erklärte ihn zum Garanten des Föderalismus und sah in dem preußisch-deutschen Politiker eine ähnlich säkulare Gestalt wie in dem Musiker Richard Wagner. Ludwigs Hofsekretär Ludwig von Bürkel brauchte nicht zu übertreiben, als er seines Königs Verhältnis zu Bismarck schilderte: „Den verehrte er, den bewunderte er, auf den verließ er sich! Konnte ich ihm einen Brief des Reichskanzlers überreichen, in dem er dem König die Fortsetzung der deutschen Politik 'auf föderativer Grundlage' zusicherte, so hatte ich eine gute sonnige Stunde, in der ich manches erreichte, was sonst unmöglich gewesen wäre! Er erschien dann erfrischt, verjüngt, wie von einem Alpe befreit!“¹⁹

Fassen wir zusammen, was für unseren Autor und unser Thema wichtig ist und mannigfache Klischees auflösen soll:

1. Die gelungene Reichsgründung beschreibt Thoma als einen Wendepunkt in der emotional grundierten und politisch wirksamen Einstellung der Süddeutschen, besonders der Bayern zum nördlichen Deutschland, vor allem zu Preußen und Berlin. Der für Bayern unglückliche Feldzug gegen Preußen von 1866 scheint vergessen zu sein.
2. Von den bayerischen Königen, vor allem Ludwig II., spricht Ludwig Thoma stets mit Verehrung, nie mit Kritik.
3. Als Kind (vor dem 9. Lebensjahr) soll Thoma auf die Frage, was er werden wolle, geantwortet haben: „Ein Advokat oder Bismarck.“²⁰ Im Kanzler Bismarck sieht Thoma die bedeutendste und glücklichste Figur der neueren deutschen Geschichte. Ihm schickt er seine Bücher, und Bismarcks Dankesbriefe werden ihm einen ähnlich guten Tag gemacht haben wie Ludwig II. Als „Fürst Bismarck“ kostümiert er sich (1904) für den Münchener Fasching.²¹ – Die Bismarck-Verehrung ist nur die auf eine Person bezogene Ansicht einer Grundeinstellung, die für die Beurteilung Thomas bedeutsam ist: Thoma war nie Partikularist. Deshalb will er – 1918 – nicht „mit der Erbschaft Dr. Sigls (gemeint ist Johann Baptist Sigl, der Herausgeber der partikularistischen Zeitung 'Bayerisches Vaterland') in Zusammenhang gebracht . . . werden“.²²

Wenden wir uns zwei anderen, für unseren Gegenstand grundlegenden Bereichen zu: Wirtschaft und öffentliche oder private Moral.

2. „Rentiers“ und „Gewappelte“

Thomas Komödie spielt zweifellos in der – damaligen – Gegenwart, also um 1900. Die Handelnden gehören – bis auf die bühnenwirksamen Gegen- oder Randfiguren – dem wirtschaftlich gesicherten Bürgertum oder dem Adel eines Kleinfürstentums an. Ort der Hand-

lung ist „Emilsburg, Hauptstadt des Herzogtums Gerolstein“.²³ Ort und Land sind fiktiv. Real aber sind die Verhältnisse und deren Voraussetzungen, die ja – um der breiten Wirkung willen – als vielfach übertragbar erscheinen müssen. Die soziale Schicht und die Umstände, aus denen die Handlung entwickelt werden, weisen eher auf groß- als kleinstädtische Verhältnisse: Rentiers, die sehr auskömmlich leben, Besitzer mittelgroßer Unternehmen und vor allem die unmittelbare Berührung mit der „Unmoral“, d. h. mit Pornographie und Prostitution (auch wenn jene den Anstoß gebende Frau als „eine Private“ bezeichnet wird). Gymnasialprofessoren und Rechtsanwälte, junge Dichter und exotische Tänzerinnen könnten eine kleinere Stadt ebenfalls kennzeichnen. Doch weisen die Vertrautheit mit Künstler-Gastspielen und das Vorhandensein von Hof und Polizeipräsidium wiederum auf ein nicht zu kleines Gemeinwesen. Fragen wir also nach den Voraussetzungen dieser handlungsbildenden Bereiche.

Großstädte im heutigen Sinne gab es in Süddeutschland wenige: München wies um 1900 eine halbe Million Einwohner auf; 1876 waren es erst rund 200 000 gewesen.²⁴ Nürnberg hatte 1882 als zweite bayerische Stadt die 100 000-Grenze erreicht; 1908 folgte Augsburg. Bekanntlich hing das Anwachsen der Städte mit der Umschichtung des bäuerlichen Besitzes, der Gewerbefreiheit, der Industrialisierung und der dadurch ausgelösten Wanderungsbewegung zusammen. Diese war in Bayern – im Vergleich zum übrigen Deutschland – negativ. Von 1840 – 1905 verlor Bayern an die 700 000 Einwohner; um so mehr fällt das Anwachsen der Städte München und Nürnberg ins Gewicht.²⁵

Nicht nur die – 1868 eingeführte und 1879 wieder eingeschränkte – Gewerbefreiheit und die Industrialisierung veränderten die Erwerbs- und Einkommensarten. Auch die neue Finanzierung der Unternehmen führte zu anderem Besitz: dem anonymen, vererbaren Anteil an Gewinn (und Verlust) in Form von Aktien. Das Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Französischen entlehnte Wort „Rentier“ bezeichnet nun eine immer selbstbewußtere (männliche) Bevölkerungsgruppe, die ihr soziales und moralisches Selbstverständnis aus dem Besitz von Aktien ableitet und die diesen Anspruch anerkannt bekommt.²⁶ Zu ihr gehört „Rentier Beermann“, der mit diesem seinem Einkommen den Anspruch auf Geltung und Gehör in der Öffentlichkeit verbindet. Thoma nennt ihn und seinesgleichen die „Gewappelten“ – nicht nur in der „Moral“. – Wenn man diese Stichworte historisch belegen will: Schon Ludwig I. hatte 1834 das bayerische Bankwesen in die genannte Richtung gewiesen – mit der Gründung der (noch heute florierenden) Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank; deren Aktienkapital betrug 10 Millionen fl (d. i. Gulden, von „Florin“). Die – besonders in Augsburg ansässigen – Privatbanken erhielten so eine mächtige Konkurrenz. – Mehr als das doppelte Startkapital wies die Bayerische Vereinsbank bei ihrer Gründung (am 14. April 1869) mit 21 Millionen fl

aus. Die Deutsche und die Darmstädter Bank kamen 1889 bzw. 1900 nach München. 1869 eröffnete die Dresdner Bank in Nürnberg und Fürth ihre Zweigstellen.²⁷ Die Investitionen verhalfen den technischen Entdeckungen zum Durchbruch. In der Augsburger Maschinenfabrik baute Linde 1878 die erste Eismaschine, und ebendort entwickelte Rudolf Diesel von 1893 - 1897 seinen Arbeitsmotor. 1898 schlossen sich die Maschinenfabriken Augsburg und die Maschinenbau-Aktiengesellschaft in Nürnberg zur Aktiengesellschaft Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (MAN) zusammen; mit 12 000 Beschäftigten war sie 1913 das größte bayerische Unternehmen.²⁸ Damit überrundeten die Investitionsgüter die Verbrauchsgüter: um 1900 hatte die Baumwollverarbeitung noch die meisten Arbeiter gehabt. - Der Bergbau stand nicht nach. 1882/83 wurde die Luitpoldhütte für Eisenerzbergbau und Verhüttung bei Amberg durch den Staat errichtet, und im Kohlebergbau überholte Oberbayern von 1873 - 1876 sogar die Pfalz.²⁹

Die am 9. 7. 1873 im Deutschen Reich eingeführte, einheitliche Goldumlaufwährung in Mark (1 Mark = 0,62 fl) erleichterte und beschleunigte den Geldumlauf;³⁰ in einem Jahr kamen 762 Millionen hinzu. Damit waren die norddeutsche Taler- und die süddeutsche Guldenwährung aufgehoben. Man hatte den Gulden für das Napoleon zu verdankende Königreich Bayern vereinheitlicht: Ein Silbergulden war 60 Kreuzer zu je 4 Pfennigen oder 8 Heller.³¹ Aber zu den Sonderrechten der Bundesstaaten gehörte bis 1918, daß die Vorderseite der neuen Münzen (5-, 10- und 20-Markstücke in Gold, sowie 2-, 3- und 5-Markstücke in Silber) das Bild des jeweiligen Landesherrn tragen durften; die Rückseite dagegen mußte einheitlich den Reichsadler mit dem deutschen Wappen zeigen.³²

5 Milliarden Francs hatte Frankreich ab 1871 als Kriegsschädigung zahlen müssen. Die Hälfte verteilte Bismarck klugerweise auf die Bundesstaaten, die damit auch die Eisenbahnen ausbauten; zwischen 1880 und 1912 vergrößerte sich das Netz von 4880 auf 8414 km. (Der Eisenbahnbau ist der Stoff zu Thomas „Lokalbahn“.) 1851 errichtete man im Sauforst bei Burglengenfeld eine Eisenschienenfabrik. Maffei machte aus ihr die Eisenwerk-Gesellschaft Maxhütte und erbaute bis 1865 in Rosenberg in der Oberpfalz die ersten modernen Kokshochöfen Bayerns.³³ An der wirtschaftlichen Blüte hatten Industrie, Handwerk und Landwirtschaft Anteil - hier vor allem die Großbauern, die an der Börse zu spekulieren begannen, sich an Baufirmen beteiligten, Rennpferde hielten oder Reisen unternahmen. Ludwig Ganghofer verwendet diese Entwicklung als Stoff zu seinem Hochlandsroman „Der laufende Berg“ (1897). „Das Getränk der Zeit ist nicht das Bier, es ist der Sekt, Symbol für den Besitzenden, für Genuß, für Überfluß.“³⁴ - Eine der Sekt-Dynastien ist die Firma Feist-Belmont in Frankfurt am Main. Ihre - graphisch vorzüglichen - Anzeigen sind im „Simplicissimus“ zu sehen, und die Tochter ist jene Maidi von Lieber-

mann, die Thoma im Januar 1904 kennengelernt hatte, um die er nicht zu werben wagte und die dann seine Altersliebe werden sollte. Aber das war 1918.

Zunächst im Frühjahr 1873, rollte die Welle erst einmal zurück; die Krise ging jedoch rasch vorüber. „1874 hatte das Reich . . . in der Gesamtheit seiner Industrieproduktion Frankreich überholt.“³⁵ Daß mit der Industrialisierung die Stadtbevölkerung rasch größer und dichter wurde, ließ Kriminalität und Prostitution zunehmen. Das rief die Sittlichkeitsbewegung hervor. Lehrer, Theologen, Richter und Vertreter anderer Berufe schlossen sich zu Vereinen zusammen, um der Freizügigkeit und angeblichen Unsittlichkeit pädagogisch, kirchlich und gesetzlich entgegenzuwirken. Daraus ergab sich die Nähe zu bestimmten politischen Parteien, die das Für und Wider in Sachen Sexualmoral in die politische Auseinandersetzung mit Arbeiter- und liberalbürgerlichen Parteien einbezogen. Moralität, Vaterlandsliebe und Religion wurden zu gleichbedeutenden Begriffen, ja Kampfrufen, die nicht nur der Sexualmoral, sondern auch der naturalistischen Literatur und dem Antiklerikalismus galten. Auf die Widerstände gegen den von Skandinavien her sich durchsetzenden Naturalismus kommen wir noch – beim „Theaterparagrafen“ und der Lex Heinze – zu sprechen; hier sei angemerkt, daß Henrik Ibsen seit 1875 in München lebte. Dort legte der junge Rechtspraktikant Thoma eine Lanze für ihn ein – zum Unwillen älterer Gesprächspartner. Sie und er dürften sich gegen Ultramontanismus und Klerus einig gewesen sein. Der Antiklerikalismus der Gründer- und der wilhelminischen Zeit ist in den ersten Druckfassungen der „Moral“ noch deutlich. Thoma streicht z. B. Ausfälle des Justizrats Hauser gegen „Bäffgenträger“. Historisch geht der Antiklerikalismus auf den (de iure 1890 beendeten) Kirchenkampf, die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes (1870) und die zunehmende politische Aktivität der katholischen Kirche im „Zentrum“ (ab 1871 bzw. 1887) zurück. Die „Filser“-Briefe und der „Simplicissimus“ leben davon.

II. Der Anlaß

1. *Gedicht und Karikatur im „Simplicissimus“ vom 25. 10. 1904*

So fing es an: mit der Karikatur eines Pastors und einem Gedicht; sie erschienen im „Simplicissimus“ vom 25. Oktober 1904.³⁶ Der Zeichner – der zwei Jahre zuvor von Oslo nach München gekommene Olaf Gulbransson – hatte sich genannt; daß er dann nicht behelligt, einfach vergessen wurde, hatte damit nichts zu tun. „Peter Schlemihl“ war rasch enttarnt; es war Ludwig Thoma, der seit dem März 1900 regel-

mäßig und nahezu im zweiten Brotberuf für den „Simplicissimus“ schrieb und sich bald zu dem Gedicht bekannte. Der „Simpl“ war – im 9. Jahrgang – längst eine Institution anti-institutioneller Kritik geworden, und entsprechend bauten sich diesmal die Fronten auf: Hier die gezeichnete und gedichtete Satire auf die evangelisch-kirchlichen Moralkampagnen, dort die Amtskirche, für die der preußische Evangelische Oberkirchenrat in Berlin auftrat.

Was hatte den Münchner „Simpl“ herausgefordert? Es waren die „XVI. Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine“ vom 2. bis 4. Oktober 1904 und der „Internationale Kongreß gegen die unsittliche Literatur“ – beide in Köln und unmittelbar aufeinander folgend. Die Themen, die behandelt wurden, gehörten zu den Pflichtübungen dieser Vereinigungen, von denen es mehr als genug gab: „Fleisch und Geist“, „Öffentliche Sittlichkeit“, „Alkoholismus und Unsittlichkeit“ und „Homosexualität“.³⁷ Thomas Gedicht greift lediglich das Thema „Sexualmoral“ auf. Es wirft den Kölner Rednern Zwielfichtigkeit vor: Sie verdammten die Fleischeslust, die sie selbst im pfarrhäuslichen Ehebett ausgiebig und pflichtbewußt suchten. Das Gedicht lautet:

Warum schimpfen Sie, Herr Lizentiate,
Ueber die Unmoral in der Kemenate?
Warum erheben Sie ein solches Geheule,
Sie gnadentriefende Schöpsenkeule?

Ezechiel und Jeremiae Jünger,
Was beschmeußen Sie uns mit dem Bibeldünger?
Was gereucht Ihnen zu solchem Schmerze,
Sie evangelische Unschlittkerze?

Was wissen Sie eigentlich von der Liebe
Mit Ihrem Pastoren-Kaninchenriebe,
Sie multiplizierter Kindererzeuger,
Sie gottesseliger Bettbesteuger?

Als wie die Menschen noch glücklich waren,
Herr Lizentiate, vor vielen Jahren,
Da wohnte Frau Venus im Griechenlande
In schönen Tempeln am Meeresstrande.

Man hielt sie als Göttin in hohen Ehren
Und lauschte willig den holden Lehren.
Sie reden von einem schmutzigen Laster,
Sie jammerseliges Sündenpflaster!

Sie haben den Schmutz wohl häufig gefunden
In Ihren sündlichen Fleischesstunden
Bei Ihrem christlichen Eheweibchen?
In Frau Pastorens Flanellenleibchen?

Peter Schlemihl

Ein publizistisches Geplänkel war der Anzeige vorausgegangen: Der „Kunstwart“-Herausgeber Ferdinand Avenarius hatte im ersten Dezemberheft 1904 in seiner Zeitschrift dem Münchener Kollegen vorgehalten, er habe die Kritik an den zweifellos zur Satire reizenden Maximen der Sittlichkeitsprediger „bloß ungeschlachtet“ und „unintelligent“, als pures „Schimpfen“, ohne sachlichen Kern vorgebracht. Dagegen verwahrte Thoma sich – im ersten Januarheft 1905 eben dieser Zeitschrift: gegen einen „unehrlichen Gegner“ gebe es „keine Höflichkeit“, und überhaupt ginge es nicht um „Tugend“, sondern um die „ständig wiederholten Versuche einiger Klassen, ihre Begriffe von Sittlichkeit in das Strafgesetzbuch hineinzubringen“, um „Unterdrückung der Preßfreiheit“.³⁸

Damit hatte der Jurist Thoma recht: Aus der „Lex Heinze“, jener (vom 25. Juni 1900 datierenden) Ausweitung der Strafvorschriften über Sittlichkeitsverbrechen, waren kürzlich erst und erst nach einer bemerkenswerten Kampagne der Liberalen die Kunst- und Theaterparagrafen gestrichen worden; sie wären auf eine leicht einzusetzende Zensur des mißliebigen Naturalismus und seiner „wahren“ Lebensdarstellung hinausgelaufen. Aber auf den nur mäßig erweiterten (und bis heute geltenden) § 184a des Reichsstrafgesetzbuches brauchte der Staatsanwalt sich gar nicht zu stützen. Thoma selbst hatte ihm die Arbeit leicht gemacht: er – Thoma – sah die Sache grundsätzlich und nicht auf Personen bezogen an.³⁹

2. Der Prozeß

Verhandelt wurde vor dem Königlichen Landgericht zu Stuttgart, denn dort wurde der „Simplicissimus“ gedruckt. Die am 6. März 1905 abgefaßte Anklageschrift unterstellte, das Gedicht habe „die Pastoren Bohn als Referenten und Weber als Vorsitzenden“ nicht nur als Einzelne oder Privatleute, sondern „vorsätzlich und rechtswidrig in Beziehung auf ihren Beruf beleidigt“ und „die Bibel und damit eine Einrichtung der evangelischen christlichen Kirche öffentlich beschimpft“.⁴⁰ Die Anklage berief sich auf die Paragraphen 185 und 196 des Reichsstrafgesetzbuches; § 20 des Reichspreßgesetzes ermöglichte die Mitanklage gegen den verantwortlichen Redakteur Julius Linnekogel.⁴¹

Die „Beschimpfung der Bibel“ ließ das Gericht „mangelnden Beweises halber“ fallen. Aber in der Hauptsache wurde am 19. Juni 1905 öffentlich verhandelt. Thoma und Linnekogel ließen sich von Conrad Haußmann verteidigen, und die Stuttgarter wie die Münchener und anderen Blätter hatten Anlaß zu berichten: Für die Angeklagten führte Haußmann den angesehenen und wortgewaltigen Münchener Justizrat Max Bernstein als Gutachter mit; Ludwig Ganghofer sprach im gleichen Sinne für die Freiheit der Kunst und die Lizenz der

Satire, die im Grunde für eine bessere Moral kämpfte. Haußmann, der an die „Lex Heinze“ erinnerte, resümierte: „ein satirisches Gedicht könne nicht mit dem gleichen Maßstabe wie bei anderen journalistischen Auslassungen beurteilt werden“. Eben da setzte der Staatsanwalt an: der „Simplicissimus“ dürfe keine Narrenfreiheit beanspruchen, sondern wolle selbst „ernstgenommen sein“; auch die Satire müsse „maßzuhalten verstehen“.⁴²

Dem schloß sich das Gericht an, erkannte aber auf Strafen unter den beantragten 8 und 4 Wochen: Thoma wurde – am 26. Juni 1905 – zu 6 Wochen Haft und Linnekogel zu einer Geldstrafe von 200 Mark verurteilt. Das Reichsgericht in Leipzig verwarf unter dem 8./22. Februar 1906 den Einspruch; das Stuttgarter Urteil war rechtskräftig.⁴³

Dem Spürsinn des Münchner Rechtsanwalts Otto Gritschneider verdanken wir den Wortlaut der Anklage und Verteidigung, vor allem der Entscheidung samt Begründung. Die Rechtsgeschichte ist damit um einen ergiebigen Fall reicher, und er macht der damaligen wie heutigen Rechtspflege keine Schande. Daß die beiden Pastoren sich gekränkt fühlen durften, bezweifelt niemand, der sich in ihre Lage versetzt; Thoma und der bißfreudige „Simpl“ hatten scharf zugepackt. Beide Urteile sind wohlbegründet; sie hätten kaum anders argumentieren können. Die Rechtslage ist, wie gesagt, heute kaum verändert: die Freiheit der Kunst wird auch jetzt durch den Ehrenschutz eingeschränkt, auch dann, wenn Kritik oder Satire sachlich zutreffen. Die Auslegung von „beleidigend“ oder „noch hinzunehmen“ ist ohne Meinungsstreit nicht möglich. Damit kann der Konflikt unumgänglich werden, und der Unterlegene darf sich unter Umständen mit Fug als Moralist, als Märtyrer oder sogar als der ideelle Gewinner fühlen.

Das war hier der Fall. Linnekogel zahlte. Der verurteilte Autor aber wollte seine Strafe absitzen; ums Haar hätte er dies im württembergischen Landesgefängnis zu Rottenburg tun müssen.⁴⁴ Diesmal kam die bayerische „Amtshilfe“ dem Delinquenten zugute: Das „Strafvollstreckungsgefängnis Stadelheim“ (damals noch *bei* München, im Volksmund „St. Adelheim“ genannt) – nahm ihn am 16. 10. 1906 schon auf. Björnsterne Björnson reichte beim Stuttgarter Hof ein Gnadengesuch für Thoma ein;⁴⁵ er lehnte dies wie alle Winke, die das gleiche Ziel gehabt hätten, brüsk ab: die Haft erst mache das Unrecht öffentlich. Die Rechtsprechung selbst sollte – durch das vermeinte Unrechtsurteil – bloßgestellt werden. So trat Thoma am Dienstag, dem 16. Oktober 1906, die Strafe an.

III. Die Entstehung des Stückes

1. Entwürfe

Was der Moralist hatte hinnehmen müssen, übersetzte der Jurist Thoma in Urteilsschelte und vorgetäuschte „Wurstigkeit“. Der *homme de lettres* nützte die Einsamkeit zu zügiger und umfänglicher Lektüre; dies und andere Erleichterungen – vor allem die tägliche Handvoll Zigarren – standen die Münchner Beamten ihrem längst berühmten Landsmann bald zu. Thoma gehörte also zu den „Gewap-pelten“, den Privilegierten. Der Dichter Thoma aber begann, das Erlebte und die Gefängnis-Lektüre zu einem Stück zu verbinden, das die grundsätzlichen Fragen deutlicher machte, als es eine Revision oder Begnadigung hätte erreichen können. Die Stadelheimer Haft ist die Geburtszeit der „Moral“.

„In dieser Zelle (70 im 2. Stock, der Krankenabteilung) hatte schon Eisner gesessen und Hitler, Toni Arco hatte über ein Jahr hier gelegen und Ludwig Thoma hatte in ihr sein Stadelheimer Tagebuch geschrieben. (In ihr wurde auch am 1. Juli 1934 Ernst Röhm erschossen.)“ – Die Numerierung der Zelle wurde während Thomas Haftzeit verändert. Im Stadelheimer Tagebuch ist er während der ersten zehn Tage „dieser Herr auf Nummera einsundsiebzig, also da Herr Thoma“.⁴⁶ Tags darauf, am 27. 10. 1906, heißt es: „Hintermaier (der fürsorgliche Wärter, der zu dem Schreiber Josef Reischer in der 'Moral' manche Züge lieferte) teilte mir gestern mit, daß ich einen Nachbarn erhalten habe. Er ist gestern in die Zelle Nummer 71 gebracht worden; meine Zelle ist jetzt mit Ziffer 70 bezeichnet.“⁴⁷

Empfangen war die Idee aber schon. „Den 15. Okt. wandere ich ins Loch auf 6 Wochen. Dort will ich was fürs Theater anfangen“; so an den Freund Ignaz Taschner am 17. September 1906.⁴⁸ Und auf dem ersten Entwurf hält Thoma fest: „Begonnen in Stadelheim den 19. Oktober 1906“. Im Tagebuch verzeichnet er sorgsam, wie er vorankommt: „Ich darf hoffen, daß ich meinem Plane, ein Lustspiel zu schreiben, näher gerückt bin. Ich weiß nun, was und wie. Ehe ich zu schreiben anfang, gingen mir alle möglichen unklaren Ideen durch den Kopf. Sowie ich die Feder nahm, sah ich die Schwächen und Fehler und begann alsbald festeren Boden zu fassen.“⁴⁹ Tags darauf klagt Thoma darüber, „wie unnatürlich die hochdeutsche Sprache im Dialog“ sei. „Es klingt immer wie gedruckt, nicht wie gesprochen. Sowie Affekte zu schildern sind, ist die Schwierigkeit gehoben.“⁵⁰

Am folgenden Sonntag ändert Thoma den Anfang, „um den Alten gleich zu charakterisieren. Mir begegnet diesmal das Merkwürdige, daß der erste Akt größere Schwierigkeiten macht als der zweite und dritte. Allerdings auch, weil ich im ersten nicht bloß entwickle, sondern zum ersten- und letztenmal im Stücke die vernünftigen Ansich-

ten gegen die Heuchelei ins Feld führe“.⁵¹ Und kurz vor dem Ende der Haft, unter dem 24. November, notiert der Autor: „Heute habe ich viel am Lustspiel gearbeitet; es kann ausgelassen genug werden.“⁵² Drei Tage hernach, am Dienstag, dem 27. November 1906, wird er entlassen – im Koffer die Bücher, die er in der Zelle gelesen und exzerpiert hatte, und das Manuskript des angefangenen Stückes.

2. Arbeit am Text

Das Stück heißt zunächst „Papa Beermann“.⁵³ Daß der 1. Akt, vor allem die Unterhaltung „zwischen Beermann und Fräulein Lund“, so mühsam flüssig wurde, beschäftigt den Autor. „Es sollen darin gute Sachen über die Sittlichkeitsbewegung gesagt werden, welche dabei lustig und Bühnenfähig bleiben sollen.“⁵⁴ Wenn man den „Alten“, d. h. Rentier Beermann, auf den Licentiaten Weber oder den Hofprediger Bohne – unbeschadet von deren wahren Charakter – beziehen will, so fragt sich, wer hinter dem „Fräulein Lund“ stecke.

Die Lund ist die durchweg positive Gegenfigur, von der „man weiß, daß sie freigeistig ist“.⁵⁵ In sie legt der Autor ein – sein – ganzes Programm, das er nach dem Abschluß noch einmal erläutert: „Den ersten Akt habe ich absichtlich ohne starke Handlung gelassen. Zum ersten wollte ich Ansichten schildern, hauptsächlich aber zeigen, daß gerade eine feingebildete Frau alle Gründe gegen Heuchelei und Prüderie finden soll. Ich gab die Herrenwelt als minderwertig.“⁵⁶ Daß diese Frau einen skandinavischen Namen bekam und auf allen Textstufen behielt, spricht für eine geschlossene und folgerechte Konzeption. Dies läßt an die Verfasserin jenes Buches denken, in dem Thoma „manches gute Wort“ findet und woraus er sich am 28. Oktober, also am 13. Tage der Haft, zwei Zitate abschreibt, nämlich aus Ellen Keys umfanglicher Abhandlung „Über Liebe und Ehe“. Das eine Zitat handelt von den Problemen der Monogamie, das andere von der zu überwindenden „Halbheit“ des Luthertums in bezug auf die Ehe.⁵⁷ Jenes Buch war 1904 auf deutsch erschienen; die Autorin war schon berühmt. Mit einem leidenschaftlichen, sich auf Rousseau berufenden Programm hatte die schwedische Reformerin eine neue Erziehung gefordert und um 1900 das „Jahrhundert des Kindes“ angekündigt. Mit ihrem ähnlich bewegenden Buch „Über Liebe und Ehe“ hatte Thoma jene Ansichten zur Hand, die er dem schwedisch benannten Fräulein, der er zunächst „Reformkleid und kurzen Haarschnitt“ verordnete, in den Mund legte. Das Programm in die „Natürlichkeit“ einer Salon-Unterhaltung zu übertragen, machte ihm zu schaffen. Denn mit dieser Figur wollte er „nicht bloß entwickeln, sondern zum ersten- und letztenmal im Stück die vernünftigen Ansichten gegen die Heuchelei ins Feld führen“.⁵⁸ In diesem Sinne wird der „Anfang umgeschmissen“.

Er ordnet hier noch den 1. den folgenden Akten über: „In den beiden anderen Aufzügen mag nur die Verlegenheit geschildert werden, die sich ergibt, wenn ein verlogenes Prinzip auf die Probe gestellt wird.“⁵⁹ Und diese Stichworte legt er Frau Lund und Justizrat Hauser (dessen Urbild Conrad Haußmann ist) am Ende des 1. Aktes in der Endfassung als Wortspiel in den Mund – ein Beispiel für die bemerkenswerte Nähe von poetologischer Überlegung zu ausformuliertem Dramen-Text.

„*Frau Lund*: Darum kommt man nie aus der Verlogenheit heraus. *Hauser*. Aber manchmal in die Verlegenheit hinein. Wir werden das allernächstens auch hier erleben.“⁶⁰

Die Keimworte des Tagebuchs wuchsen sich also aus. Aus den „guten Worten“ der Ellen Key speisen sich die „vernünftigen Ansichten gegen die Heuchelei“ des „Fräulein Lund“, die zur lebenserfahrenen, „freigeistigen“, „feingebildeten“ Frau Lund wird, die Beermanns Tochter „Gustl“ (später „Effie“) einfach in allem recht gibt und Beermanns politische Unerfahrenheit ebenso offen rügt wie die Parolen seines Vereins. Frau Lund bringt vor, was Ellen Key über Liebe, Ehe und Familie geschrieben hatte: Daß die Öffentlichkeit von den Frauen eine einheitliche, tadellose Moral erwarte; die Männer feierten zwar „das Weib“ und die „reine Liebe“, die „Gattin“ und „Mutter“, sprächen aber nur von der „Tagseite des Lebens – am liebsten von der Sonntagsseite“, „während die Nachtseite verschwiegen“ bliebe. Diese Scheinmoral spreche „in Reichstagen und Stadtvertretungen; sie steht ordensgeschmückt und breitschultrig als die den ‚auflösenden Tendenzen der Zeit‘ zum Trotz gesellschaftserhaltende Macht“ da.⁶¹ Entsprechend endet schon der Stadelheimer Entwurf mit der Berufung auf eine „Sittlichkeit“, die den Skandal mit Geld – hier 25 000, später 15 000 Mark – verhindert. „Die öffentliche Moral verlangt diesen Schritt.“ Der Adjutant würdigt des Reichstagskandidaten Beerman scheinheilige Maxime: „Ich versteh Ihre Gründe und ich ehre sie. Und das sage ich Ihnen, der Hausorden ist Ihnen sicher.“ So der Schluß des ersten Entwurfs zum Dritten Akt.

Daß der Autor der Scheinmoral auch früher und anderweitig zu Leibe gerückt war, daß er eines seiner Hauptthemen behandelte, war die Voraussetzung dafür, daß er die Key zur Lund machen konnte. Unter dem Aspekt der neuen Moral notierte er – im Gefängnis – Gedanken, Stoffe und Motive aus Zeitungen und einem weiteren, in die Zelle mitgebrachten Werk, nämlich Schopenhauers „Grundlagen der Moral“: „die wahre Basis der Moralität ist das Mitleid“.⁶² Auch diese Maxime seines Lieblingsphilosophen legt er der Frau Lund in den Mund; Beermann muß es als Zynismus empfinden, daß der Verkehr eines jungen Mannes mit einer käuflichen Frau moralischer wirken solle als der Eintritt in den Sittlichkeitsverein – weil dem „schlechten Geschöpf“ gegenüber das Mitleid wach werden könnte. „Dann hat er etwas Wirkliches für seine Moral gewonnen“, hält Frau

Lund ihm vor.⁶³ Diese Relativierung konventioneller Wertungen und ihr Ersatz durch eine individuell zu gewinnende, „alleinige Quelle uneigennütziger Handlungen“ – so Thomas Zusatz zu jenem Schopenhauer-Zitat⁶⁴ – ist auch ein Grundsatz Ellen Keys. Daß beider Ansichten in einer Figur – der Frau Lund – vereinigt werden, gibt dieser das Gewicht und grundiert deren Moral, die Thoma eigentlich bieten will.

Dies als amüsante Konversation zu formulieren und die Handlung einem Höhepunkt überlegt zuzuführen, kostete den Autor Mühe. „Die ersten Szenen müssen geändert werden. Nicht zu rasch ins Sittlichkeitsthema“ – so die Notiz, die Thoma in eine Skizze der letzten Szenen des 1. Aktes einfügt. Die erste Fassung des 3. Aktes vereint das „Trio“ Polizeipräsident, Beermann und das „Weibsbild“, das hier noch „Julie Berg“ und „Madame de Montagne“ heißt. Der Präsident tritt so auf, wie es Assessor Ströbel in den letzten Fassungen tut: er ist zu gnadenloser Untersuchung entschlossen, wundert sich höchlich über Beermanns verzweifelten Einspruch und hält ihm das Tagebuch vor die Nase, bis Beermann gesteht, auch er sei „eben mal“ zu der Berg gegangen; doch die nennt ihn einen „Stammgast“ und schiebt seine Drohung, sie werde „peinlichst . . . über ihre Vergangenheit“ befragt, anzüglich beiseite: „Sie war mir nie hinderlich im Verkehr mit sehr hohen Personen“.

Dieses Trio ließ Thoma fallen und erhöhte die Situationskomik, indem er vor der Vorführung der Delinquentin ein „Duett“ von Präsident und Beermann über die Szene gehen läßt; der Präsident hat das Tagebuch der „Hochberger“ schon gelesen, und nun wird Beermann um Hilfe bei dessen Auswertung gebeten:

„Präs.: Die Person hat nicht alle Namen ausgeschrieben. Bei manchen ist bloß der Anfangsbuchstabe angegeben. (blättert im Buch)

Beerm.: Aber, . . . was? Aber was soll denn ich dabei?

Präs.: Sie kennen doch jeden Menschen hier. Zum Beispiel ist da gleich wieder bloß der Buchstabe, der dicke Herr M. und Punkte. Und da der fidele Herr B . . .

Beermann (heiser): Der fidele Herr B . . . ?

Präs.: M – ja. (blättert weiter)

Beerm.: Aber das ist doch . . . !

Präs.: Was?

Beermann: Das ist doch schrecklich, daß ein Anfangsbuchstabe eine Familie ruinieren soll. Ein bloßer Verdacht! Wie viel Namen gibt es, die mit M angehen.

Präs.: Und mit B. . . (Er hat immer im Buch geblättert) da ist er schon wieder!

Beermann: Wer!

Präs.: Der fidele Herr B. horchen Sie nur . . . Heute war der fidele Herr B. . . schon wieder da . . . Er kommt jetzt überhaupt sehr oft . . .

Polizeidiener: Ich melde gehorsamst, die Hochberger ist da.“

3. Die Komödie und das Leben: das Tagebuch

Das Motiv des Tagebuchs hat Thoma von Anfang an verwendet. Man könnte es für ein Mittel der Salonkomödie oder eine Erfindung des Autors halten. Weder beim Kölner Sittlichkeitskongreß noch in der Gerichtsverhandlung noch in den im Gefängnis notierten einschlägigen Zeitungsmeldungen taucht es auf. Wir führen daher eine Erzählung an, die Manfred Schwarz von „einem Freund“ in Rottach gehört haben will.⁶⁵ Sie könnte in der Tat darauf hindeuten, woher das Motiv kam, weshalb der Autor es so genießerisch und immer an den Höhepunkten der Handlung einsetzte und an ihm als einem höchst bühenwirksamen Dingsymbol auf allen Textstufen festhielt. Eine derartige, um ein frivoles Tagebuch gesponnene Geschichte habe sich – so Manfred Schwarz – „in den 70er, 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts . . . teils im Orte (Rottach), teils in einem . . . Gebirgstal“ tatsächlich zugetragen. „Damals lebte da hinten in dem gegen Tirol zu verlaufenden Tal ein Förster, der eine Frau hatte, 'die ned neidig war und de andern a was zuakomma hat lass'n, wie mein Gewährsmann meinte. Den Freunden, die sie, wenn ihr Mann zur Jagd gegangen war, empfing, gab sie Noten für ihr gutes Betragen, die sie in ein Büchel eintrug, das sie unter ihrem Kopfkissen verwahrte. Die Skala der Benotung ging von 1 bis 10. Eins war die Anerkennung für die beste Leistung. Diese Note bekam nur ein Tapezierer, damals ein junger Bursche, der immer wieder auf Stör ins Haus gerufen wurde, um schadhafte gewordene Matratzen zu reparieren. Von ihm hat mein Freund und Gewährsmann viele Jahre später auch die Geschichte erfahren. Eines Tages ereignete sich dann halt doch, was sich unvermeidlich in solchen Fällen ereignen mußte. Der Förster, der früher als vorgesehen von der Jagd heimkam, erwischte den Tapezierer und fand auch das Büchel, in das die Försterin die Benotung ihrer Freunde einzutragen pflegte. Der Förster wollte darauf beim Bürgermeister die Scheidung beantragen, doch sei er schließlich davon durch das vereinte Bemühen einiger angesehener Bürger abgebracht worden, die auch – allerdings mit schlechten Noten – in dem Büchlein verzeichnet waren. Man war schließlich zur Überzeugung gekommen, daß eine öffentliche Verhandlung Dinge zur Sprache brächte, die für keinen der Beteiligten recht erfreulich gewesen wären.“

Ob es so gewesen ist? Wer kann es nachprüfen? Die meisten Themen oder Motive Thomas sind allerdings den Tatsachen näher als man meint. Die ausgefeilte Darbietungsform täuscht darüber hinweg: sie reichert das vereinzelte Faktum an und bringt das Zufällige in einen Zusammenhang.

4. Die Komödie und das Leben: Ninon - Marion

So wie das Tagebuch als Requisite, so bestimmt „die Person“ oder „das Weibsbild“ die Komödie durchweg. In dem angeführten Entwurf ist aus „Julie Berg“ bereits „die Hochberger“ geworden, und zuletzt heißt „die Dame“ „Therese Hochstetter“. Immer haben die Figuren sich ihre Namen ins Französische übersetzt: „de Haute Montagne“ und „de Haute Ville“, - in Namen, die - so die Schlußfassung - „nach Patschuli riechen“, jenem dunkelbraunen, südasiatischen Duftöl, das den Ruch des Exotisch-Sündigen schnuppeln lassen soll.⁶⁶ Die Berg wie die Hochberger werden als geschäftsbewußte und deshalb diskrete Prostituierte für gehobene Ansprüche geschildert. Ihre Vergangenheit ist ohne Belang; sie sind nur Typ. Die Schlußfassung ändert gerade das. Was der Assessor dort über die Herkunft der Hauteville vorbringt, wertet diese auf und macht sie zur Person ohne Anführungsstriche, zur Persönlichkeit; der Präsident bestätigt es mit einem einschränkenden, aber vorausweisenden Kompliment:

„*Ströbel*: Sie ist in guten Verhältnissen aufgewachsen. Ihr Vater war peruianischer Konsul, ist aber später verarmt, und sie war verheiratet mit einem Legationsrat. Seit vier Jahren ist sie geschieden.

Präsident: Also eigentlich eine gebildete Person.“^{66a}

Die Aufwertung der zweiten weiblichen Hauptfigur zu einer immer respektableren Frau von Herkunft, Bildung und Kontenance ist eine der bedeutenden Änderungen; der Austausch des Titels gehört dazu: Aus der Posse um einen mühsam und kostspielig vertuschten Skandal (wie Thoma ihn in „Papas Fehltritt“ genüßlich und detailfreudig erzählt hat⁶⁷) wird die gedankenvolle und dennoch launige Komödie einer konventionsüberschreitenden Sittlichkeit, die Pflichten und Ungezwungenheit kennt und anerkennt und in das Ermessen der Beteiligten stellt.

Ein Einfall: die knapp, aber plastisch geschilderte Herkunft der Hauteville erinnert an die Aura des Exotischen und Unkonventionellen, womit Thomas Frau Marion die städtische wie erst recht die ländliche Umwelt beunruhigte. Die damals fünfundzwanzigjährige Tänzerin Maria Trinidad de la Rosa, genannt Marietta de Rigardo, „war in Manila auf den Philippinen geboren, ihre Mutter hatte spanisches Blut, ihr Vater war Schweizer Konsul . . . Thoma war hingerissen von ihrem fremdländischen Temperament, dem schwarzen Haar und den dunklen Augen, von dem Unbürgerlich-Außergewöhnlichen, das aber kein Bohémelum war. Zwei Welten stießen zusammen“.⁶⁸

Das Außerordentliche in eine Dauer zu bringen, war nicht leicht - schon aus rechtlichen Gründen. Marion war noch mit dem Berliner Schriftsteller und Komponisten David Georg Schulz verehelicht, dem „Begründer des Kabarets ‘Poetenbänkel im siebten Himmel‘“. „In diesem Naturkind, das so unbefangen über streng gehütete Begriffe

weghüpft, und oft mehr Pariser Spitzen und Wäsche zeigt, als für Kommerzienratstöchter honorable ist, lebt ein so tiefer Ernst, edle Bildung und ein Künstlertum, daß ich – Dir darf ich es gestehen – vor ihr wie vor einem Märchen stand. . . . Wenn wir Tennis spielen, ist immer große Gesellschaft aus Tegernsee da. Ich glaube, das Viehzeug fährt eigens herüber, um Marion anzuglotzen und sich die Frau zu zeigen, 'die mit dem Thoma durchging'“. ⁶⁹ So schildert er die Geliebte dem Freund und Vertrauten Ludwig Ganghofer – im Juli 1905. Als Marion ihn am Ende der Haft vor dem Stadelheimer Tor erwartete, war sie im bürgerlichen Sinn noch nicht seine Frau – trotz der „Hochzeit“, die man – eben im Juli 1905 – in Berlin mit Ringen, aber ohne Gang zum Standesamt oder Traualtar gefeiert hatte. Marions Scheidung zog sich hin; Thoma kaufte sie regelrecht ihrem Mann ab, und die Ehe wurde erst am 26. März 1907 (vor dem Standesamt München I) rechtsgültig geschlossen. ⁷⁰

Der Autor erklärte das Stück am 12. September 1908 für fertig; bis in den folgenden Monat hinein feilte er daran. Schon am 21. Oktober 1908 schickte er ein erstes Exemplar an Conrad Haußmann. Daß er daneben noch für den „Simpl“ und den „März“ zügig schreiben konnte, führte er – mit Recht – auch auf das Glück zurück, das ihm mit Marion in der „Tuften“ beschert war. Am 1. Mai 1908 hatten sie das Haus eingeweiht; aus der Zelle heraus hatte er es mit Ignaz Taschner geplant. Das unsichere Zusammenleben schien damit zu Ende. Doch jene Jahre verklärten sich wehmütig, denn die Ehe scheiterte. Am 30. Juni 1911 wurde sie geschieden. Daß Thoma Marions polygame Auffassungen anfangs übersehen, dann dulden und schließlich finanzieren wollte, zeigt die Stärke seines Vorsatzes, unbürgerlich zu sein. Jahrelang hatte er sich darüber hinweggesetzt, daß Marion noch mit einem anderen verheiratet war. Nun wollte er ihr großzügiger Beschützer bleiben. Die in der „Moral“ planvoll durchgeführte Aufwertung unkonventioneller Beziehungen zwischen Mann und Frau ist auch als halbbewußte, verschlüsselte Rechtfertigung seines Verhältnisses zu Marion zu lesen. – Am Ende mögen die beiden sich in der Situation der Beermanns gesehen haben, die die Wahrheit mit dem Eingeständnis erkaufen, daß man einander fremd geworden sei. Thoma schont sich weder in der Auseinandersetzung mit Marion noch gegenüber den Freunden Taschner: „Die Offenheit tut uns beiden wohl, und wir sagen uns, daß unsere Ehe ein Irrtum war . . . Ich war in meiner Ehe ein Oberlehrer und Grandlhuber und habe ihre Zärtlichkeit so oft abgewehrt, bis sie erstickte. Jetzt bin ich als freier Mensch ihr herzlicher Freund.“ ⁷¹

Diese Parallelisierung von Ninon de Hauteville mit Marion Thoma läßt sich in zweifacher Hinsicht stützen: Zum einen, was den *Autor* angeht: Thoma stand zeitlebens im Zwiespalt zwischen derartigen Frauentypen, zwischen der Frau als Mutter und der Frau als Hetäre. Die Bindung an die rechtschaffene, sich für die sieben Kinder auf-

arbeitende Mutter wurde durch die Zuwendung zum entgegengesetzten Frauentyp nicht aufgelöst, sondern verstärkt. Die exotisch und großstädtisch wirkende, sich auf eigene Verantwortung mit Männern einlassende Frau ist zwar das Gegenteil der eigenen Mutter; aber indem jener faszinierende Typ angestrebt wird, bleibt die Wahl durch die Opposition zur mütterlichen Hausfrau bestimmt. Daran ist diese Ehe gescheitert. Das Problem taucht in manchen Dichtungen Thomas auf - in dem (im September 1916 für Konrad Dreher geschriebenen⁷²) Einakter „Waldfrieden“ etwa, wo ein biederer, vom Lande stammender Mann eine mondäne, anspruchsvolle, ihn beherrschende Hysterica heiratet und damit der Herkunft sich entfremdet.⁷³ - Ein ähnliches Motiv liegt der Erzählung „Auf dem Bahnsteig“ zugrunde. Deren Hauptfigur, Studienrat Hasleitner, ist eine zurückhaltende Gelehrtenfigur; „dieser Mann, geschaffen, von den Ärmeln einer bürgerlichen Schlafjacke umfangen zu werden, war durch eine seltsame Laune des Schicksals mit einer verdorbenen Phantasie belastet, also daß seine Gedanken an das weibliche Geschlecht sich stets mit Vorstellungen von Eisbärenfellen verbanden, von Eisbärenfellen, auf denen dünne, lasterhafte Beine in schwarzen Seidenstrümpfen ruhten. Noch dazu lehrte er die Wissenschaft der Geographie und stieß auf der Landkarte immer wieder auf Orte, wo seine Sinne knisternde Seide und herrlich verstöpselte Parfüms vermuten durften. Paris - Wien - Budapest“.⁷⁴

Die andere Stütze unserer Deutung ist die zeitübliche Verherrlichung der als Hetäre oder Prostituierte lebenden Frau, die der bürgerlichen Sittlichkeit hohnlacht (und dieser auf ähnliche Weise ihre Faszination verdankt wie eine Marion Thoma der Frau Oberförsterin). Der „Simplicissimus“ ist über Jahrzehnte hinweg voll von Satiren auf diesen Widerspruch und diese gegenseitige Bedingtheit. Wir führen eine Satire an, die besonders gut zu unserem Thema paßt. „Polizei und Prostitution“ heißt es da zu einer Zeichnung von Eduard Thöny, „Polizei und Prostitution“ seien die „zwei massiven Grundpfeiler“ des „sittlichen Kulturstaates“.⁷⁵ Man darf ohne Hähme hinzufügen: Die Männer des „Simplicissimus“, auch Ludwig Thoma, lehnten sich ausgiebig gegen den einen dieser „Grundpfeiler“ an. Karl Kraus faßte die von uns gemeinte Antithetik: daß die Verklärung der „freien“ Frau nur aus der Reaktion auf die Fesselung durch die Konvention und das Gesetz zu erklären sei, in die pathetischen Worte: „Was weiß ein Staatsanwalt davon? Verstünde er es, wenn ihm ins Hirn gebrannt würde, daß das Hurentum das letzte Heroentum einer ausgelaugten Kultur bedeutet?“⁷⁶ Eben diesen Karl Kraus hatte Ludwig Thoma für den „Simplicissimus“ gewinnen können. Kraus' erster Beitrag („Der Kollegentag“) erschien dort am 24. Februar 1908. Friedrich Pfäfflin hat die damit beginnende Episode in Karl Kraus' streitvollem Leben geschildert: Kraus suchte ein Forum in Deutschland, um die „Affäre Harden“ wirkungsvoller bekämpfen zu können.⁷⁷ Wie ähnlich Kraus und Thoma in Sachen Prostitution, Polizei und Skandal dachten, zeigt

Pfäfflin an einer Veränderung, die Thoma für die zweite, im Herbst 1909 schon nötige Auflage der „Moral“ vornahm. In der ersten Fassung, die am 21. und 22. November 1908 in Berlin und München uraufgeführt worden war, hatte der Polizeipräsident den Assessor Ströbel über die „öffentliche Moral“ belehrt: „Die hat sehr präzise Grenzen. Zum Beispiel: Den Skandal. In jeder Form den Skandal.“ Die überarbeitete Stelle lautet: „Die (öffentliche Moral) hat sehr präzise Grenzen. Zum Beispiel: den Skandal. Vergessen Sie nie, daß der Skandal sehr oft erst dann beginnt, wenn ihm die Polizei ein Ende bereitet.“⁷⁸ Der so geänderte Wortlaut ist mit einem Satz nahezu identisch, den Thoma in der „Fackel“ vom 26. Oktober 1908 eingestandenermaßen gelesen hatte. Kraus' Artikel „Prozeß Veith“ hatte die Folgen der bürgerlichen Gesetzgebung für die öffentliche Moral behandelt. Der von Pfäfflin gefundene Brief, mit dem Thoma am 3. November 1908 Karl Kraus um Genehmigung zum Zitat in seiner Komödie bat, stellte das Eigentumsverhältnis jedoch so dar: er, Thoma, habe die Formulierung selbständig gefunden, wolle aber Kraus „von dem Zusammentreffen in Kenntniß setzen“.⁷⁹ Für Thomas Auffassung spricht, so Pfäfflin, „die Tatsache“, daß der Kritiker Jacobsohn eben diesen Satz bereits „bei der Berliner Uraufführung am 21. November 1908 als besonders buchenswert notierte“.⁸⁰ Er könnte also schon zur ersten Theaterfassung gehört haben und dann in die zweite Druckauflage eingegangen sein.⁸¹

5. *Die Komödie und das Leben: Professor Wasner „à la Ludwig Kemmer“*

Mit diesen Überlegungen ist der Konflikt des Stückes von der Bühne in die reale Gesellschaft, aber auch ins Persönliche verfolgt. Es fragt sich nun, ob der eigentliche, dramatische Impuls der Handlung ähnlich gegenwartsbezogen sei.

Der Konflikt wird bekanntlich durch ein Intriguen-Motiv eingeleitet: ein anonymes Brief macht die Polizei auf das Treiben in der Wohnung Frau von Hautevilles aufmerksam; er ist, wie am Schluß bekannt wird, von dem Gymnasialprofessor Wasner, einem Mitglied des Sittlichkeitsvereins, geschrieben worden. Dies führt zu dem Skandal, der damit beginnt, daß „ihm die Polizei ein Ende bereiten“ will. Der Skandal käme dadurch zustande, daß Wasner wie die Kollegen des Sittlichkeitsvereins in jenem Tagebuch der Hauteville stehen. Die Ironie und Doppelbödigkeit der Lage werden durch – auf dem Höhepunkt der Entwicklung – Wasners Geständnis verdeutlicht: er habe die Frau von Hauteville angezeigt. Er, der aus pädagogischen Gründen eine pornographische Sammlung angelegt hatte, um nachzuweisen, „bis zu welchem Gipfel der Gemeinheit man heute gelangt“ sei,⁸² er sei „eines Tages“ seiner Sammlung „nicht so objektiv gegenüber(gestanden) wie sonst, und ich ließ mich durch einen Freund zu

einem verdammenswerten Besuch“ bei Frau von Hauteville „verleiten“.⁸³ Um andere vor einem ähnlichen „Fehltritt“ zu bewahren, habe er jenen Brief geschrieben. – Damit also bringt Wasner die Verwicklung in Gang und gibt ihr einen allzumenschlichen, ernststen Hintergrund. Wasner wird zum reuigen Sünder, der um so komischer und rührender wirkt, als es sich um einen gefallenen, aber zur Umkehr entschlossenen Pädagogen handelt.

Wasner hat den Tacitus parat und macht sich eben dadurch lächerlich. Dies ist bisher als ein Hieb auf die Lehrerfiguren verstanden worden, die der Autor in Neuburg an der Donau, in Burghausen oder am Wilhelmsgymnasium in München erlebt und erlitten hatte – als eine Parallele zu den „Lausbubengeschichten“ (wo Professor Bindinger vollmundig „von den alten Deutschen“ redet) oder als Analogie zu Josef Filser's unsittlichem Ausrutscher; auch Filser – nach einer Faschingsnacht mit einer angeblichen Baronin aus München-Giesing – tritt in den „Ferein gegen Unsiddlichkeit“ ein.

Dies ist richtig, aber man bleibt mit diesem Verständnis innerhalb der literarischen Fiktion. In Wirklichkeit setzt Thoma mit der Zeichnung des Professors Wasner sein ständig und planvoll geübtes Verfahren fort, das ein Modell zur typischen, repräsentativen und doch als Charakter handelnden Figur entwickelt. Abgesehen von diesem poetologischen Aspekt, ist die Figur des Wasner besonders ergiebig. Wasner hat ein wirkliches Vorbild. Er war nicht irgend ein Kollege, sondern war lange Jahre an Münchner Höheren Schulen tätig und war zuletzt (1934 – 1938) Leiter des Maximilian-Gymnasiums zu München.

Sie werden fragen: Wie kommt man zu solch einer Annahme? Die Antwort lautet: durch das Studium der Entstehungsgeschichte.

In einem der Stadelheimer Entwürfe des 1. Aktes heißt es: „Nach der Szene (3) Frl. *Lund*, Beermann; kommen zwei Freunde ein Professor Richard Grimme; Teutschtümmler, (ein alter) Germane mit Phrasen à la Ludwig Kemmer“. (Richard Grimme wird später in Otto Wasner umbenannt.) Diese Figur nennt Thoma auch „den phrasenspickten Germanen“. In einem späteren Brief meint er, Phrasen könne man „nicht erfinden“, man müsse sie aus der Wirklichkeit übernehmen.⁸⁴ Wir bewegen uns also auf einem vom Autor vorgezeichneten Weg, wenn wir den Schlüsselfiguren nachgehen und die Herkunft von deren „Phrasen“ aufdecken. Hier ist es die Welt der Weltreformer, der Bereich der öffentlichen Moral und gesetzlich verankerten Pädagogik, verkörpert in einer Figur „à la Ludwig Kemmer“.

Wenn Thoma den Namen einer Figur austauscht, so zeigt dies an, daß er an ihr wesentlich arbeitet. Er gibt sich hier die Richtung durch Stichworte, die an das Modell anschließen, die dessen Aura, Tun und Sich-Äußern beinhalten; so stellt er sich die Themen und den Ton des Dialogs bereit. Zwei Zeilen nach der Nennung der Schlüsselfigur

notiert er: „Der Streit Frh. Lund contra Beermann wird von Grimme weiter gefochten. Grimme bringt nun die Gesichtspunkte des Deutschen wider die Unsittlichkeit; Phrasenschwulst; Sedangedanken; deutsches Heer; wiederholt sehr oft das Wort 'spartanisch' Tacitus. Frh. Lund führt ihn mit lustigen Worten ab; zeigt ihm die Eitelkeit, die Sittlichkeit als etwas spezifisch Deutsches aufzufassen; die Dummheit, unsere Germanen als Vorbilder zu bezeichnen.“

Der auf diese Weise zu literarischen Ehren Kommende war, wie gesagt, Direktor des Münchner Maximilian-Gymnasiums. Eigentlich hieß er „Ernst“, nicht „Ludwig“. Als „Ludwig Kemmer“ war er schriftstellerisch tätig, auf bemerkenswert vielfältige Weise übrigens, und dadurch und durch in München offensichtlich bekannte Aktivitäten für Erziehung und Sittlichkeit war Ludwig Thoma wohl auf ihn aufmerksam geworden.

Kemmer war fünf Jahre jünger als Thoma und stammte aus einem anderen Ende Bayerns: aus der – damals noch bayerischen – Pfalz. Er ist am 5. September 1872 in Germersheim geboren.⁸⁵ Sein „Curriculum vitae“, das er pflichtgemäß dem Antrag auf Zulassung zum „I. Prüfungsabschnitt“, d. h. dem als Konkurs angelegten I. Staatsexamen beifügt, ist am 31. Juli 1895 in Würzburg unterzeichnet; es lautet: „Ernst Kemmer, geboren am 5. September 1872 zu Germersheim als Sohn des Speisewarts im K. Militärhospital Adam Kemmer und seiner Ehefrau Barbara Kemmer, geb. Herdel. Nach der Übersiedelung seiner Eltern nach Würzburg zur Übernahme eines Restaurants besuchte er in Würzburg die Volksschule und hierauf die Lateinschule und das Gymnasium. Dasselbst studierte er auch vier Jahre auf Universität (so) zunächst Philosophie und Theologie, um sich dann anschließend der Philologie zu widmen.“

Kemmer wurde „Assistent“ am Neuen Gymnasium in Würzburg (1895) und am Luitpold-Gymnasium in München (1895 / 96). Dann kam er ans Kadettenkorps und blieb dort – am 17. 12. 1899 zum Gymnasiallehrer ernannt – bis Ende August 1909. In dem „Professor Wasner“ von Thomas „Moral“ erkannte er sich tatsächlich wieder. Allerdings war die Figur kein unmittelbares Porträt. Gerade dies hat Thoma immer vermeiden wollen; er wollte den Typ herausstellen, wir sagten das schon. Auch hat er diesen und das Thema überhaupt so oft aufgegriffen und in erzählter und versifizierter Satire vorgestellt, daß die Verschiedenheit der erfundenen Figuren über die Einheitlichkeit eines Modells hinausgeht.

Von Ernst (Ludwig) Kemmer hat sich bisher kein Porträt gefunden. Aber aus seinen Schriften hat Thoma „Phrasen“ jener Art entnommen, die dem Professor Wasner in den Mund gelegt werden; sie sind also nicht erfunden, sondern nur umgeformt und in den dramatischen Dialog übersetzt. In einem zweiten Fall weist das Stück selbst auf die Quelle, und diese geht eindeutig auf den Autor Ludwig Kemmer zurück.

Am Schluß der Exposition – kurz vor den „Germania“-Zitaten – unterstreicht Wasner die Notwendigkeit eines Sittlichkeitsvereins, indem er seine Sachkenntnis emphatisch herausstellt: „Seit vier Jahren verfolge ich aufmerksam die obszöne Produktion, und ich habe davon eine Sammlung angelegt, die heute wohl die vollständigste ist. Ich rede also von einer Sache, über die ich genau informiert bin. (Sich steigernd:) Es ist unglaublich, bis zu welchem Gipfel der Gemeinheit man heute gelangt ist!“ Und den skeptisch-süffisanten Einwand der als „freisinnig“ bekannten Frau Lund: „Und Sie sind der Sammler dieser Gemeinheit?“ wehrt er mit pädagogischem Ethos ab: „Glauben Sie mir: ich habe mich mit Abscheu dieser Aufgabe unterzogen.“⁸⁶

In dem Jahr, da Ludwig Thoma in Stadelheim einsaß, hatte Ludwig Kemmer eine Broschüre veröffentlicht, die dem Autor der „Moral“ wie ein Himmels Geschenk vorgekommen sein muß. Sie hatte den anspruchsvollen Titel „Die graphische Reklame der Prostitution. Nach amtlichem Material und nach eigenen Beobachtungen geschildert“.⁸⁷ Der Verfasser hatte Briefe des Malers Hans Thoma und des in München lebenden, greisen Paul Heyse eingerückt, aus denen Kemmer sich Unterstützung versprach. Vielleicht hatte er übersehen, wie nachhaltig Paul Heyse mit der Zensur zusammengestoßen war.

Kemmers Büchlein war 1906 – in einem Münchner Verlag – bereits im 4. und 5. Tausend aufgelegt worden. In ihm gliederte der Verfasser das Material – hauptsächlich photographische Postkarten – sorgfältig nach Gegenstand, Technik, Herstellungsabsicht, Publikumsgeschmack und Vertriebsmethoden und geißelte das Vorgehen: daß Kinder z. B. zu eindeutigen Posen mißbraucht oder das Leben auf dem Lande und im Gebirge als Naturverbundenheit im Sinne eines erotischen Eldorado hingestellt würden. Perversionen würden unter dem Deckmantel moralischer Entrüstung oder des Kunstinteresses aufdringlich und nur lüstern abgebildet.

Auch hier griff Kemmer den „Simplicissimus“ an; seine Attacke liest man als Literarhistoriker mit Vergnügen. Zunächst eifert Kemmer gegen die Anzeigen für Akt- und Nacktphotos, die der „Simplicissimus“ und die „Jugend“ brächten; die Verkäufer solcher Bilder nennt er „fluchwürdiges Gesindel“, das „bayerische Pornographie“ als „passende Gegengabe für manches Produkt des nordischen Naturalismus“ nach Skandinavien exportiere. Auch die Stadt München nehme dadurch Schaden. „Daß deutsche, besonders bayerische Pornographen sich das Ziel gesetzt haben, die nordgermanischen Völker zu verseuchen und daß in dänischen, norwegischen, schwedischen Ohren der Klang des Namens München einen Nebenton hat wie in deutschen der Name Paris, muß man nach Angeboten deutscher Pornographie in dänischen und schwedischen Zeitungen vermuten.“⁸⁸

Wir wollen dem ehemaligen Kollegen Kemmer jene pädagogischen Absichten glauben, die Thoma dessen alter ego, dem „phrasenge-

spickten Germanen“ Professor Wasner, unterstellt. Jedenfalls stammen dessen „Phrasen“ größtenteils aus Kemmers genannter Schrift von 1906. Kemmer hat sich übrigens nach Ausweis zweier Briefe, die er 1918 an Ludwig Thoma richtete, in Wasner getroffen und bloßgestellt gefühlt.⁸⁹

6. Die „Lex Heinze“

Dem Autor Thoma ging es bei dieser Figur wie bei der ganzen „Komedie“ um die Doppelbödigkeit von Gesinnung und Praxis eines Moralpredigers; ferner wollte er die selbsternannten Volkspädagogen geißeln, die vom Gegenstand ihrer Bemühungen ebenso abgestoßen wie angezogen sind. Dieses bleibende und unauflösbare Problem exemplifiziert er an Personen und Diskussionen des Tages. Er knüpft an Ellen Key, Karl Kraus oder Ludwig Kemmer an, und die Handlung wird in Tuchfühlung mit dem Tagesstreit gefaßt und entwickelt. Dazu gehört auch der Kampf gegen die Lex Heinze und den sogenannten Schaufensterparagraphen, jene Erweiterung des § 181a des Reichsstrafgesetzbuches: die Darbietung oder öffentliche Erörterung erotischer oder geschlechtlicher Inhalte sollte – unabhängig von deren Kunstwert – strafbar gemacht werden. Diese Lex Heinze war im Juni 1900 rechtskräftig geworden, wenn auch in abgeschwächter Form; der Kampf des Goethebundes, in dessen Münchner Zweig Paul Heyse aktiv war, hatte erreicht, daß nur das Verbot des Vertriebs von Abbildungen, die das Schamgefühl verletzen, an Personen unter 16 Jahren als § 184a Gesetz wurde. Ähnlich war auch das „Schund- und Schmutzgesetz“ der Weimarer Republik gedacht; die heutige Gesetzgebung beruht auf gleichen Grundsätzen. – Dies muß gesagt werden, um die Tätigkeit des durch Otto Wasner parodierten Ludwig Kemmer im historischen Zusammenhang zu sehen und sie angemessen zu beurteilen.

Andererseits dürfen wir froh sein, daß jener „Theaterparagraph“ zu Fall kam. Er sollte vor allem die naturalistischen Dramen von Ibsen, Strindberg, Gerhart Hauptmann und anderen Autoren in die Privattheater verbannen. Die Animosität gegen den aus Schweden und Norwegen kommenden Naturalismus ist in Kemmers Broschüre trefflich ausgedrückt. Sie entsprach nicht nur dem Geschmack Kaiser Wilhelms II., sondern auch dem des überwiegenden Theaterpublikums. Das liberale Bürgertum wehrte sich, wir sagten es schon, mit Erfolg. Für diese Kreise schrieb Thoma seine „Moral“.

7. Der „Schaufensterparagraph“

Wie eng sich das Stück zunächst mit dieser Diskussion berühren sollte, sei mit einem weiteren Beleg verdeutlicht. Der „Schaufensterparagraph“ sollte verbieten, auch anerkannte Kunstwerke in der

Öffentlichkeit zu zeigen, sofern sie menschliche Körper ganz oder teilweise nackt darstellten und von Kindern gesehen werden konnten. – Im 1. Akt eines Stadelheimer Entwurfes muß sich der Polizeipräsident mit einer Nachbildung der Mediceischen Venus befassen; sie wurde vom Polizeidiener beschlagnahmt, weil an dem Schaufenster Schulkinder vorbeizukommen pflegten. Auch Fritz Beermann, der Präsident des Sittlichkeitsvereins, muß sich zu der Statue äußern, bevor er mit dem Tagebuch der Prostituierten konfrontiert wird. Die späteren Fassungen lassen das Motiv fallen, offensichtlich, weil der entsprechende Paragraph inzwischen gestrichen worden war und keine Pointe mehr abzugeben schien.

Daß die Sache selbst auf mannigfache Weise literarisiert werden konnte, lehrt Thomas Manns Novelle „Gladius Dei“ – jene Geschichte eines Eiferers, der München das Schicksal Sodoms und Gomorrhas prophezeit, weil ein Kunsthändler sich weigert, eine gemalte Madonna lactans aus dem Schaufenster zu nehmen. Für den Satiriker Thoma waren derartige Fälle ein dankbares Thema. In den Filser-Briefen, die der „Simplicissimus“ vom 12. Jahrgang (1907/08) an abdrucken begann, ist immer wieder davon die Rede, „was ein Kunzt ist hoder was keine Kunzt ist“, oder daß die weltliche und geistliche Obrigkeit (hier des öfteren wie in der „Moral“ „die Gewabelten“ genannt) zwischen dem „bolidischen Schkandal“ und dem „blos brifat“ gegebenenfalls diskret, aber wirksam unterscheiden können.⁹⁰ Aus den Schaufenstern habe jedenfalls alles Unanständige zu verschwinden. Noch im Jahrgang 1912 war der zu Fall gekommene Schaufensterparagraph für ätzende Bemerkungen über die „Münchener Polizei“ gut: „So, der G'spaß mit der Mördersucherei muß jetzt amal ein End' hamm. Heut nachmittag tun S' mir wieder die Kunstländen auf nackete Bildln absuchen!“⁹¹ So der Vorgesetzte zum Kommissär. Im gleichen Zusammenhang, aber erst 1919, erinnerte Thoma einmal daran, „daß einmal ein Staatsanwalt Correggiokarten unter Anklage stellt, konfiszierte“.⁹²

IV. Erfolg und Wirkung

Den Erfolg der „Kumedi“ erlebten Marion und Thoma noch vereint. Bereits am 20. November 1908 stellte Viktor Barnowsky das Stück auf dem „Kleinen Theater“ in Berlin vor; es war die erste Uraufführung außerhalb Bayerns. Einen Tag später sahen es die Münchner – unter J. Georg Stollberg im Schauspielhaus, den heutigen Kammerspielen.⁹³ Dem Münchner Hoftheater war die „Moral“ zu unmoralisch. Entsprechend klang die Kritik der „Münchner Neuesten Nachrichten“: „Die über alle Maßen freigeistige Frau Lund z. B. dürfte ruhig die Hälfte

ihrer etwas aufdringlichen Weisheit für sich behalten ... Echter Thoma sind dagegen die kurzen sarkastischen Bemerkungen.“ Auf sie und auf die Schauspieler führte der Kritiker das „alle kritischen Anfechtungen“ wegschwemmende „unbändige Gelächter“ der Zuschauer zurück.⁹⁴ Auch in Berlin mäkelt man mehr als man lobte: „Eine echte, wohlgelungene Bühnenfigur ist eigentlich nur der deutschnationale Oberlehrer. Die übrigen, auch die Hauptfiguren, sind nicht kräftig genug herausgearbeitet ... zu lebendigen Menschen fehlt ihnen noch viel.“⁹⁵ Aber mit diesem Stück hat Thoma sich auf den deutschsprachigen Bühnen durchgesetzt, und der Erfolg blieb ihm treu. Zwei Jahre später konnte er den Taschners händereibend melden: „Denkt Euch nur, mir haben sie beim Rentamt 11 000 Mk Steuern aufgebrummt als Nachzahlung für Moral etc. Dabei glaubten sie, daß Moral nur 80 000 eintrug.“⁹⁶ Bis 1921 war es über eine Million.

Das Publikum, die Schauspieldirektoren und die Regisseure honorierten den Autor fortan, wenn auch die zünftige Kritik nicht immer Beifall spendete. 1932 eröffnete Barnowsky die Leitung des Komödienhauses in Berlin mit der erneuerten „Moral“. Kurt Pinthus lobte dies, weil es „heute keine Bühne wage, was im Kaiserreich möglich war, eine gegenwartsgeißelnde Komödie zu spielen“.⁹⁷ Aufs ganze gesehen, blieben Kritiker und Publikum unterschiedlicher Meinung. 1973 urteilte Friedrich Luft: Thomas „Kampf gegen die Philister, vor einem halben Jahrhundert und mehr, erscheint uns heute fast läppisch. Er war es nicht. Thoma ging in den Knast. Er reizte seine Mitwelt wirklich. Er tat ihr vorsätzlich weh. Davon ist fast nichts übrig geblieben. Sein immerhin bestes Stück 'Moral' ist mit den Jahrzehnten arglos geworden.“⁹⁸

Die Urteile hängen auch von der Inszenierung ab. So sprach Clara Menck 1975 von einem „unzerstörbaren Konversationsstück“: „Geblieben ist, wie bei allen guten Stücken, die innere Aktualität, hier die Frage, wieweit Ehrlichkeit in einer Gesellschaft möglich, wieweit etwas Heuchelei für sie nützlich ist. Ob man auf diese innere Aktualität setzt oder aber aus der Komödie eine Grotteske macht, ist die Frage für eine heutige Aufführung. Die Ruhrfestspiele hatten sich klar entschieden: Kostüm ja, Kostümstück und Karikatur nein. Damit verzichteten sie auf billige Effekte und wurden dafür der Qualität von Thoma gerecht.“⁹⁹

V. Thomas Qualität

Thomas Stück lebt von dem Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Ideal, dem Auseinandergehen von Schein und Sein. Das hat Schiller das Kennzeichen der Satire genannt. Die Erkenntnis und Aufdeckung aber kommen nicht von außen: die Handlung wird aus dem Bereich angestoßen, der am Schluß kaum verändert dasteht; auch die Ent-

scheidung fällt in den Personen. Die anonyme Anzeige aus dem Sittlichkeitsverein bringt den Stein ins Rollen, und der wortgewaltige Vorstand wendet alles auf, um ihn aufzuhalten. Dies scheint zu gelingen; es scheint alles beim alten zu bleiben, nichts scheint geschehen zu sein – aber auf diesen Schein kommt es an. Ihn offenkundiger, ja eindeutig zu machen, ist das Ziel jener zweijährigen Umarbeitung, die die zahllosen Wortwitze und nur komischen Situationen folgerecht ausmerzt und dafür die Handlung tragend macht. Die aus den Charakteren zutage tretende Zwielfichtigkeit ist wichtiger als die geistreichen Beurteilungen, mit denen die eine Gruppe die andere bedenkt. Daß die einen: Frau Beermann, Frau Lund und Justizrat Hauser sich immer eindeutiger von den unsauberen Helden des Vereins, der Polizei und des Hofes absetzten, bringt die andere Gruppe in Zugzwang und macht eine Lösung unausweichlich.

Die Lösung aber ist um so ideeller geworden, je geringer die faktische Veränderung ist. Aus dem possenhaften Vorführen eines vor der öffentlichen Blamage stehenden Rentiers wird die Parabel von sittlichen Grundsätzen und deren tatsächlicher Bedeutung. Aber ist die Parabel heute interessant? Ist der Hinweis auf die Trennung von Wirklichkeit und Ideal noch griffig oder gar bissig? Gilt noch, daß die Gleichheit vor dem Gesetz ein dehnbare Begriff werden kann? Oder ist die vorgeführte Verflechtung von Moral, Geld und Macht hinfällig geworden? Und wie ist es mit dem Verhältnis von Mann und Frau – in und außer der Ehe? Der 3. Akt mit der von Frau Beermann erzwungenen Aussprache ist die ernsteste Szene des Stücks;¹⁰⁰ auch sie stimmt zu Schillers Definition, die die „ernste Satire“ als Vorstufe zur Tragödie ansieht. Jene Szene könnte leicht einen negativen Schluß vorbereiten – indem sie die Erkenntnis unversöhnlich werden ließe, daß eine sechsundzwanzigjährige Ehe nicht nur „eine Dummheit“, sondern eine Lüge war, ja daß die Wahrheit nur angedeutet werden darf, wenn diese Ehe in der nach außen nötigen Vortäuschung der Wohlständigkeit weitergeführt werden soll. Daß der Hinweis der Frau, „nicht auf ein sogenanntes Recht eifersüchtig“ zu sein, daß sie sich trotz „dieser Heimlichkeiten und kleinen Lügen ... das kameradschaftliche Gefühl“ erhalten habe und nur um dieses bittet,¹⁰¹ wenn sie immer wieder sagt: „Blamiere uns nicht!“, das ist so vielsagend, daß das Ende eines der Beteiligten leicht einzuführen gewesen wäre. Aber die Entblößung und eingestandene Erniedrigung werden in den Verlach-Ton der Satire einbezogen – aufgrund eines versöhnlichen Eingeständnisses: so sind wir Menschen.

Wie endet also diese Art von Einsicht? Die Gesellschaft bleibt, wie sie war: die Ehrlichen bleiben ehrlich, die Heuchler ändern sich nicht, sondern heucheln aus Vorsatz und durch den Beifall, ja den Orden der Obersten ihrer Zunft gestärkt und bestätigt, und niemand weiß mehr als das, was er zu Anfang schon wußte, allenfalls anders, deutlicher. Nur der Zuschauer hat alles erfahren, und sein „unbändiges

Gelächter schwemmt alle kritischen Anfechtungen hinweg“, wie bei der Münchner Erstaufführung. Er macht sich drei Stunden lang zum Komplizen jener Ehen aus Lüge und Wahrheit, fühlt abwechselnd mit dieser oder jener Partei mit, denkt sich vorübergehend in einige Figuren hinein und geht um nichts gebessert nachhause. Und bleibt nicht außerhalb seines Hauses wie des Theaters alles beim alten, wie auf der Bühne? Und dennoch ist da etwas gewesen, was nicht mehr wegzudenken ist.

Was hatte Schiller von der Satire verlangt? In ihr habe der Autor den „Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideal als höchste Realität“ gegenüberzustellen. Die Wirklichkeit und das Ideal ändern sich; daß sie jedoch an einem Ideal gemessen und daß ein Ideal als „höchste Realität“ angesehen werde, ist der Kern der Satire – als Gattung wie als Ton. Steckt der Kern in der Sache selbst, tritt er aus den Charakteren und Konstellationen notwendig hervor und macht jede Szene ihn deutlicher, so ist das allgemeine Qualitätsgesetz erfüllt. Wird er zur immer durchsichtigeren Zwielfichtigkeit, macht er jenen Widerspruch am Ende in bloßer, ja zynischer Deutlichkeit sichtbar und nötigt er dem Zuschauer nicht nur „unbändiges Gelächter“, sondern auch die jähe Erkenntnis ab: das bin ich, dann ist aus der Kunst-Handlung die Satire geworden, die sich in sich schließt, und gerade dadurch sie selber bleibt. Das aber ist die Kunst-Qualität von Thomas „Moral“.

Anmerkungen

- 1 Angeführt nach: Ludwig II. von Bayern in Augenzeugenberichten. Hrsg. und eingel. von Rupert Haderer. München: dtv 1972, S. 28
- 2 a. a. O., S. 33
- 3 a. a. O., S. 34
- 4 a. a. O., S. 35
- 5 a. a. O., S. 37
- 6 a. a. O., S. 38
- 7 a. a. O., S. 41
- 8 a. a. O., S. 175
- 9 a. a. O., S. 172
- 10 Ludwig Thoma, Gesammelte Werke in sechs Bänden. Erweiterte Neuausgabe. Bd. 1 – 6. München: Piper Verlag 1968 (GW). I, 84
- 11 Ludwig Thoma zum 100. Geburtstag. Hrsg. von der Stadtbibliothek München. Für die Herausgabe verantwortlich: Richard Lemp. München 1967 (Fs), S. 14
- 12 GW I, 84 ff.
- 13 GW I, 79
- 14 GW I, 88
- 15 Haderer, S. 184
- 16 a. a. O., S. 191
- 17 a. a. O., S. 192 f.
- 18 a. a. O., S. 197
- 19 a. a. O., S. 203
- 20 Helmut Ahrens, Ludwig Thoma. Sein Leben, sein Werk, seine Zeit. Pfaffenhofen 1983, S. 102

- 21 Peter Haage, Ludwig Thoma. Bürgerschreck und Volksschriftsteller. München 1982, S. 55
- 22 Ludwig Thoma, Ein Leben in Briefen (1875 - 1921). Hrsg. von Anton Keller (LB) München: Piper Verlag 1963, S. 318
- 23 Das Stück wird angeführt nach: Ludwig Thoma, Moral. Komödie in drei Akten. Mit einem Nachwort von Bernhard Gajek. München: Piper Verlag 1983 (Serie Piper 297) (SP), S. 7
- 24 H. Fehn, Bayerns Bevölkerungsentwicklung seit 1800: In: Max Spindler (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte IV/2. München 1975, S. 680
- 25 a. a. O.
- 26 Deutsches Fremdwörterbuch. Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler. 3. Bd., bearb. von Alan Kirkness u. a. Berlin 1977, S. 313
- 27 Alois Schlögl (Hrsg.), Bayerische Agrargeschichte. Die Entwicklung der Land- und Forstwirtschaft seit Beginn des 19. Jahrhunderts. München 1954, S. 51
- 28 a. a. O., S. 56 f.
- 29 a. a. O.
- 30 a. a. O., S. 51, und Ahrens, S. 87
- 31 Schlögl, S. 25
- 32 a. a. O., S. 52
- 33 a. a. O., S. 51
- 34 Ahrens, S. 87
- 35 a. a. O., S. 89
- 36 Zeichnung und Gedicht sind in der oben genannten Neuausgabe der „Moral“ in der Serie Piper, S. 83 f., faksimiliert. - Die Abschnitte über den Anlaß, den Prozeß, die Entstehung sowie über Erfolg, Wirkung und Qualität sind dem dortigen Nachwort - mit dankenswerter Genehmigung des Piper-Verlages - entnommen. Das übrige ist neu.
- 37 Vgl. Otto Gritschneider, Angeklagter Ludwig Thoma. Unveröffentlichte Akten. Rosenheim 1978 (G), S. 10
- 38 G 23 f.
- 39 G S. 59 ff.
- 40 G 29
- 41 G 145
- 42 G 34 - 36, 47 - 53, 54, 56
- 43 G 17 f., 28 - 31, 45 - 104
- 44 G 113
- 45 G 115 u. ö.
- 46 Eintrag vom 26. 10. 1906, GW I, 310
- 47 GW I, 313. Vgl. Erwein von Aretin, Krone und Ketten. Erinnerungen eines bayerischen Edelmannes. Hrsg. von Karl Buchheim und Karl Otmar von Aretin. München 1955, S. 230. - Für den Hinweis danke ich Richard Lemp
- 48 Ludwig Thoma - Ignatius Taschner. Eine Bayerische Freundschaft in Briefen. Hrsg. und kommentiert von Richard Lemp. München 1971 (TT), S. 64
- 49 GW I, 302
- 50 GW I, 306
- 51 GW I, 325
- 52 GW I, 349
- 53 GW I, 306
- 54 GW I, 316
- 55 SP 25
- 56 LB 210 f.
- 57 GW I, 316. - Ellen Key, Über Liebe und Ehe. Essays. Deutsch von Francis Marco. Berlin: S. Fischer 1904, S. 317 f.
- 58 GW I, 325
- 59 GW I, 325
- 60 SP 28
- 61 Key 318

- 62 GW I, 320
63 SP 24
64 GW I, 320. – Die Entwürfe zur „Moral“ werden mit dankenswerter Genehmigung der Stadtbibliothek München angeführt.
65 In: Münchner Merkur Nr. 123/124, 1./2. 10. 1949, S. 1 der Beilage „Bayerische Heimat“
66 SP 29
66a SP 32
67 GW III, 555–576
68 Fritz Heinle, Ludwig Thoma. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1963, S. 97 f.
69 LB 178
70 Vgl. die Chronik in: Das große Ludwig Thoma Buch. Hrsg. von Richard Lemp. München: Piper Verlag 1974, (GLTB), S. 386 ff., hier S. 387
71 TT 133
72 Fs 58
73 GW III, 535 – 557
74 GW III, 435 – 438, hier 436
75 Simplicissimus 3, 1898, Nr. 15, S. 117
76 Angeführt nach: Der Spiegel 36, 1982, Nr. 36, S. 181–184
77 Friedrich Pfäfflin, Fackelrot am Münchner Himmel. Karl Kraus und Ludwig Thoma. 1903 – 1921. In: Festschrift für Werner Goebel. München 1980, S. 94 – 130, bes. S. 103
78 Pfäfflin, S. 95, SP 34
79 Pfäfflin, S. 95 f.
80 Pfäfflin, S. 96
81 Thoma überarbeitete die ersten Auflagen der „Moral“ immer wieder – zunächst um den Text zu entschärfen, dann auch um den Dialog griffiger zu machen; wahrscheinlich spielten hier auch die Erfahrungen mit den Aufführungen, den Kritikern und den Schauspielern mit. Vgl. hier den Abschnitt „Erfolg und Wirkung“.
82 SP 23
83 SP 71
84 LB 319
85 dies und das folgende nach der Personalakte im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, dem für die Genehmigung zum Abdruck gedankt sei.
86 SP 23
87 Ludwig Kemmer, Die graphische Reklame der Prostitution. Nach amtli. Material und nach eigenen Beobachtungen geschildert von Dr. Ludwig Kemmer. (Mit Briefen von Hans Thoma und Paul Heyse an den Verf.). Als Ms. gedr. München 1906.
88 a. a. O., S. 44
89 Vgl. Thomas „Erinnerungen“, GW I, 1822 – 186. – Russel A. Berman, Literarische Öffentlichkeit. In: Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Hrsg. von H. A. Glaser. Bd. 8, Jahrhundertwende. Hrsg. von Frank Trommler, Reinbek 1982, S. 77. – Vgl. Otto Falckenberg (Hrsg.), Das Buch von der Lex Heinze. Ein Kulturdokument aus dem Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Leipzig 1900.
90 GW III, 457, 454, 433, 457 f.
91 Simplicissimus. Ein Rückblick auf die satirische Zeitschrift. Auswahl und Text von Eugen Roth. Hannover 1954
92 An F. X. Schönhuber, 31. 12. 1919, LB 408
93 Vgl. Ludwig Thoma, Sämtliche Bühnenstücke. Mit einem Nachwort von Hans-Reinhard Müller. München: Piper Verlag 1964, S. 660 und 336/337.
94 Emil Grimm, in: Münchner Neueste Nachrichten, 24. 11. 1908
95 Paul Goldmann, in: P. G., Literatenstücke und Ausstattungsregie. Polemische Aufsätze über Berliner Theater-Aufführungen. Frankfurt a. M. 1910, S. 186 ff.
96 TT 134
97 Kurt Pinthus, Sieg der „Moral“. Ludwig Thomas wieder aktuelle Komödie im „Komödienhaus“. In: Acht Uhr Blatt, Berlin 16. 9. 1932

- 98 Friedrich Luft, Pläsier im Staatstheater? Ludwig Thomas „Moral“ im Berliner Schillertheater. In: Die Welt, 17. 2. 1973
- 99 Clara Menck, Ludwig Thomas „Moral“ im Fernsehen. Ein unzerstörbares Konversationsstück. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. 10. 1975
- 100 3. Akt, 3. Szene, SP 60 – 64
- 101 SP 62